

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Brutalität und Verzweiflung

Brutalität und Verzweiflung.

Aus dem Tagebuch eines alten Soldaten.

Von Johannes Hirrlinger.

Einleitung.

Wenn ich es wage, in nachstehender Erzählung die Erlebnisse aus meiner Soldatenzeit der Oeffentlichkeit zu übergeben, so geschieht es nicht, um Dinge zu schildern, die Andere vor mir weit schöner und in den lebhaftesten Farben schon geschildert haben, sondern um ein Ereigniß zu erzählen, welches ich als eine Hauptperson miterlebt und das in seinem merkwürdigen, wunderbaren Zusammenhang mit meinem eigenen Schicksal nie in die Oeffentlichkeit gedrungen ist.

Schlicht und einfach, wie die nackte Wirklichkeit selber, soll meine Erzählung sein, und nur die strengste Wahrheitsliebe soll meine Feder leiten.

Der geneigte Leser wird mir jedoch verzeihen, wenn ich die Namen der in nachstehender Erzählung mitspielenden Personen ungenannt lasse und sie nur mit dem Anfangsbuchstaben bezeichne; denn die Betheiligten sind fast alle noch am Leben und könnten möglicherweise gegen die Veröffentlichung ihrer Namen Einsprache erheben. Die Namen thun ja auch nichts zur Sache.

Im Jahre 1860 mußte ich zur Conscription, zu einer Zeit, wo man sich noch vom Militärdienst loskaufen konnte. Dieses Recht nützte mich jedoch nichts, denn ich wußte zum Voraus, daß das Loskaufen meinem Vater nicht möglich war. Nur die Loosnummer oder körperliche Untüchtigkeit konnten mich frei machen, da auch keine besondern Familienverhältnisse bei mir vorhanden waren, die mich gesetzlich vom Militärdienst enthoben hätten. Meine Loosnummer bestimmte mich aber zum Soldaten, und bei der Musterung wurde ich als „unbedingt tüchtig“ erklärt, trotz meiner Kurzsichtigkeit, die mich nachher beim Militär in nicht geringe Verlegenheit brachte.

Hier muß ich gleich auf Augenblicke meine Erzählung unterbrechen und einige Beispiele anführen, die mir später in dieser Hinsicht passiert sind.

Meine Garnison war Stuttgart und mein Regiment lag im mittleren Flügel der neuen Infanterie-Kaserne. Einmal stand ich als Schildwache am Schloßgartenthörlein in den königlichen Anlagen und schaute beharrlich nach einem Reiter hin, der die untern Anlagen herauf kam und

seinen Weg nach der Reiterkaserne einschlug. Ich war der Meinung, es sei ein Offizier und schaltete deshalb mein Gewehr vor ihm, ohne mein Auge von ihm abzuwenden. Er grüßte militärisch, winkte mir aber zugleich ganz eigenthümlich mit der Hand zu, als wolle er mich auf etwas höchst Wichtiges, das in meiner Nähe vorgehe, aufmerksam machen. Ich schaute nach rechts; aber was erblickte ich? Dicht neben mir hielt zu Pferd der Stabsoffizier der Garnisonsaufsicht, der gekommen war, die Wache zu visitiren, und den ich in dem weichen Sande des Schloßgartenweges, zumal bei der vollen Aufmerksamkeit, die ich in meinem Diensteser dem Reiter zu meiner Linken widmete, nicht habe nahen gehört. Der Schrecken schnürte mir fast die Kehle zu, daß ich kaum im Stande war, das in diesem Falle übliche „Wach' in's Gewehr!“ zu rufen.

Ein andermal war ich auf der Schloßwache. Seine Majestät König Karl war damals noch Kronprinz und fuhr Nachmittags mit hoher Gemahlin die Anlagen hinunter auf die Villa. Um nun die Wache bei Zurückkunft der hohen Herrschaften zeitig in's Gewehr treten zu lassen (die Schloßwache befand sich damals noch in den untern Räumlichkeiten des Theatergebäudes), ließ der Wachkommandant sogenannte Lauerposten aufstellen, und zwar einen an den Marstall und einen an den Eingang in den Schloßgarten in der Nähe des königlichen Leibstalls, da wo jetzt der umzäunte königliche Lustgarten sich befindet. Zu letzterem Posten wurde ich erwählt. Mein Einwand, daß ich kurzichtig sei und unmöglich Seine königliche Hoheit zeitig genug werde erkennen können, half mir nichts, ich mußte meinen Posten antreten. Der Zweck des Lauerpostens war: bei der Zurückkunft des Kronprinzen der Schildwache vor dem Gewehr ein Zeichen zu geben, daß diese die Wache unter's Gewehr rufe. — Was stand ich da für eine Angst aus! Alle Augenblick hörte ich einen Wagen die Anlagen herauf kommen, konnte aber mit meinen schlechten Augen auf eine so große Entfernung nicht wahrnehmen, ob es ein königlicher oder eines Droschkenführers Wagen war. Zum Glück für mich fuhr er alle am Marstalle hinaus, ohne meinen Rayon zu passiren. Endlich hörte ich wieder

ein Wagengerassel; es kam näher und immer näher auf meinen Posten zu. Ich bot alle Kraft meines Auges auf, machte allerhand künstliche Bewegungen damit, um das Sehen zu verschärfen; bald blinzelte ich, bald blickte ich durch die hohle Faust, wie Kurzsichtige es zu thun pflegen, wenn sie in die Ferne schauen. Da glaubte ich einen Vorreiter mit rothem Fracke zu sehen. Schnell gab ich das Zeichen und sprang selbst zur Wache hin. „Wach' in's Gewehr!“ war gerufen, die Mannschaft angetreten, „Schultert's Gewehr!“ — „Präsentirt's Gewehr!“ kommandirt, da fuhr der Wagen zum Schloßbogen herein, — es war ein Droschkentutscher mit rother Weste, der beim Anblick der unter dem Gewehr stehenden Wachmannschaft in ein schallendes Gelächter ausbrach.

Nun will ich den Faden meiner Erzählung wieder aufnehmen.

Also Soldat war ich und Soldat blieb ich, da half mir kein Doktor.

Weit entfernt aber, daß ich mich gegen meine Militärpflicht gestraubt, oder nur gemurrt hätte, im Gegentheil, ich dachte: wer weiß, wozu es gut ist! und hielt es noch für ein Glück, mein Heil unter den Waffen versuchen zu dürfen. Denn mein Onkel, der früher auch beim Militär und Obmann gewesen war, auf dessen Würde er sich noch in seinen alten Tagen nicht wenig einbildete, stößte mir durch seine Rathschläge recht viel Muth ein und nährte meinen schwärmerischen Sinn mit großen Hoffnungen. Er malte mir das Soldatenleben mit so schönen Farben aus, daß ich den Tag meines Eintritts zum Regiment kaum erwarten konnte.

Leute, die einen guten Schulsack haben und die Feder zu führen verstehen, pflegte mein Onkel zu sagen, für diese werde beim Militär gesorgt, und aus mir könne noch etwas „Rechtes“ werden. Er seinerseits könnte jetzt auch wenigstens Hauptmann sein. Wenn er sich „gehalten“ hätte, fügte er allemal bei, aber er sei ein leichtsinniger Mensch und sogar seinerzeit in die demagogischen Umtriebe des Roseritz verwickelt gewesen.

In Bezug des Verhaltens gegen Vorgesetzte gab mir mein Onkel den Rath, mich zunächst bei meinem Obermann „wohl dran“ zu machen; ich

soll ihm freiwillig die Stiefel putzen und ihm auch hie und da einen Schoppen bezahlen. Dadurch habe ich bei ihm einen Stein im Brett und das sei ein großer Vortheil; ein Obermann könne viel machen. —

Mit solchen Verhaltensmaßregeln ausgerüstet, glaubte ich, könne es mir nicht fehlen, bald zu avanciren und meinen Zeichenstift für immer mit dem Offizierssäbel zu vertauschen.

O ihr goldenen Luftschlöffer der Jugend, wie bald stürzt ihr in Trümmer, zerplatzend wie Seifenblasen, und löst euch auf in das flüchtige Material, aus welchem ihr erschaffen seid — in Luft!

Rekrutenzeit, herbe Zeit.

Die ersten zwei Wochen meiner Rekrutenzeit verstrichen so ziemlich leidlich. Mit Ausnahme eines fast anhaltenden fieberartigen Unwohlseins, welches ohne Zweifel von der mir ungewohnten körperlichen Anstrengung bei den Exerzierübungen herrührte, hatte ich gar nichts zu klagen. Mein Obermannschafts-Kommandant, Obermann R., war der liebenswürdigste Mensch von der Welt. Er behandelte mich wie einen Kameraden. Jeden Abend nach den Übungen von mir zum Profosjen eingeladen, wo ich ihn zechfrei hielt, schenkte er



Am Unteroffizierstisch mußte ich Platz nehmen.

mir alle erdenkliche Aufmerksamkeit. Am Unteroffizierstisch daselbst mußte ich neben ihm Platz nehmen, oft zum Aerger manches jüngern Unteroffiziers, der es unter seiner Würde hielt, am auserwählten Tisch neben einem Untergebenen sein Bier zu trinken. Aber mein Obermann war ein älterer Unteroffizier, der schon hie und da Feldwebelsdienst versehen mußte; deßhalb wagte es Keiner, ihn wegen der Begünstigung eines Rekruten zu tabeln. Seine Gunstbezeugungen gegen mich gingen so weit, daß er mich vom Zimmerdienst überhob, ja sogar oftmals nach dem Abendverles, wenn die andern Rekruten in's Bett mußten, mich einlud, mit ihm noch ein wenig zum Profosjen hinab zu gehen. Diese Gunstbezeugungen übertrafen alle meine Erwartungen, aber das Glück sollte nicht lange währen.

In meinem Mannschafszimmer befand sich

... der Mannschafszimmer
 ... ein weiterer der Obermann
 ... nämlich Obermann
 ... ein roter, ungebildeter
 ... besternde, hatte längst
 ... mich gewesen, weil
 ... man, nicht aber
 ... sondern ihn jetzt, in
 ... Kette und Schlappern
 ... ich kam, unbeschadet
 ... selbst seine Feste legte
 ... mir aber auch möglich
 ... Kehlen zu befriedigen,
 ... beutel spekulirt? Wo
 ... bin nur ein ganz gering
 ... doch werfen lag, und
 ... Unterstützung zu erwart
 ... Sater mit eine Ernt
 ... Grunde trat denn auch
 ... Notwendigkeit an mich
 ... zu halten und statt
 ... fröhlichen, wenn Ober
 ... ter den Proleten etwas
 ... mit den Schoppen etwas
 ... o weh! hätte ich
 ... lieber gar nicht angest
 ... bößer gewesen.
 ... Es gibt Menschen
 ... vor dem Gelde haben
 ... selben die Krone beugen
 ... auch wenn er im Ueber
 ... werth wäre, den Ueber
 ... Kachel anziehen, und
 ... Güter beizuge.
 ... Unter diese Klasse
 ... zu gehören. So lang
 ... böse Geld wie Luft
 ... mit überdramatischer
 ... fei; als ich aber mit
 ... und er vielleicht dachte
 ... alles Geld jen, was
 ... mal das Gegenstück
 ... mich mit der größten
 ... rücksichtigung.
 ... Kommandant R., der
 ... zu einem vom Obermann
 ... im Weichen zu führen
 ... Gelassenheit, seinem Läng
 ... mich die Jagd (sich
 ... zwischen dem Obermann
 ... ungenügende Wiperhältni
 ... bei Erntern ein willig

*) Schlappern, ein

aufser der Mannschaft und dem Obermann R. noch ein weiterer der Obermannschaft zugetheilte Unteroffizier, nämlich Rottenmeister A. Derselbe, ein roher, ungebildeter Mensch, voll plumper Schadenfreude, hatte längst einen grimmigen Haß auf mich geworfen, weil ich beharrlich nur den Obermann, nicht aber auch ihn mit Schoppen regalirte, sondern ihn stets, so oft er auch mit durstiger Kehle und Schlapperment*) im Wagen zum Prosofen kam, unbeachtet neben mir sitzen und ihn selbst seine Zechen bezahlen ließ. Wie wäre es mir aber auch möglich gewesen, alle die durstigen Kehlen zu befriedigen, die da auf meinen Geldbeutel spekulirten? Mein Geldvorrath war ohnehin nur ein ganz geringer, ohne daß ich es jedoch merken ließ, und von Haus hatte ich keine Unterstützung zu erwarten, da ich nur einen armen Vater und eine Stiefmutter besaß. Aus diesem Grunde trat denn auch schon nach 14 Tagen die Nothwendigkeit an mich heran, mein Geld zu Rath zu halten und, statt weitere Schmarozer zu befriedigen, meinem Obermann sowohl als mir selber den Brodkorb etwas höher zu hängen, d. h. mit den Schoppen etwas sparsamer zu thun. Aber o weh! hätte ich überhaupt die Splendidiität lieber gar nicht angefangen, ich glaube, es wäre besser gewesen.

Es gibt Menschen, die einen heillosen Respekt vor dem Gelde haben und vor dem Besizer desselben die Kniee beugen, wie vor einem Götzen, auch wenn er im Uebrigen gar nicht beneidenswerth wäre, den Unbemittelten aber über die Achsel ansehen, und wenn er die höchsten geistigen Güter besäße.

Unter diese Klasse schien auch mein Obermann zu gehören. So lange er der Meinung war, ich besäße Geld wie Laub, da überhäufte er mich mit überschwenglicher Achtung und Zuborkommenheit; als ich aber mit „Schoppenzahlen“ aufhörte und er vielleicht dachte, es müsse bei mir nicht alles Gold sein, was glänzte, da war er auf einmal das Gegentheil von früher und behandelte mich mit der größten Rücksichtslosigkeit und Geringschätzung.

Rottenmeister A., der sich seither gescheut hatte, an einem vom Obermann begünstigten Rekruten sein Mütchen zu kühlen, fand jetzt die günstigste Gelegenheit, seinem längstverhaltenen Groll gegen mich die Zügel schießen zu lassen. Das plötzlich zwischen dem Obermann R. und mir eingetretene augenfällige Mißverhältniß benützend, fand er jetzt bei Ersterem ein williges Ohr, alle möglichen Ver-

leumdungen über mich an den Mann zu bringen. Er kam mir in seiner heimtückischen, hinterlistigen Weise vor wie der Jäger Robert im „Gang nach dem Eisenhammer“, der aus purem Neid den von der Gräfin von Savern bevorzugten guten Fridolin beim Grafen verleumdete, um ihn zu verderben; dafür aber selber in die eigene Grube stürzte.

Auf einmal bekam ich jetzt Zimmerdienst, aber nicht nur auf 24 Stunden, wie die Andern, sondern gleich auf 2 bis 3 Tage, ja später sogar oft auf eine ganze Woche. Der angebliche Grund dieser Maßregel war, daß ich in Verrichtung des Zimmerdienstes ein höchst ungeschickter, dummer Mensch sei und daß ich deshalb darauf eingeeübt werden müsse. So oft ich den Zimmerboden ausgefegt hatte, fuhr ein Hagel von Schimpfreden über mich her; da hieß es z. B.: der Boden sei nur oberflächlich ausgefegt, es lägen da und dort noch Strohhälmchen umher, und oft mußte ich den Zimmerboden, zum Spektakel der Mannschaft, zwei bis dreimal nacheinander auskehren. Dabei sah ich das höhnische, schadenfrohe Gesicht des Rottenmeisters, dem es ein wahrer Genuß zu sein schien, mich, einen Menschen, der nur den Zeichenstift und den Pinsel zu führen verstand, mit dem Besen so profaisch hantiren zu sehen. Und doch that ich Alles mit dem besten Willen, ohne zu murren, denn es lag ja mir selber viel daran, die Zufriedenheit meiner Vorgesetzten zu erwerben, aber es war alles umsonst. Der Zimmerboden war rauh und schleißig; es war daher unmöglich, denselben Morgens in der kurzen Zeit vor dem Auftreten so pünktlich auszukehren, daß nicht ein einziges Strohhälmchen an den Schleifen und Spreißen hängen blieb. Wenn ein Anderer Zimmerdienst hatte, war dies auch der Fall, aber da sagte man kein Wort. Zudem war ich, wie schon erwähnt, kurzsichtig, und da mir kurz vorher auf dem Exercierplatz beim Abtrocknen des Schweißes vom Gesicht mit dem Sacktuche meine Brille zerbrach, die ich der Unkosten wegen nicht sogleich wieder mit einer neuen ersetzen konnte, so war es mir auch aus diesem Grunde schon unmöglich, auf 5 Fuß Entfernung, d. h. von meinem Auge bis zum Boden, jedes Staubkörnchen oder Strohhälmchen beim Auskehren am Boden wahrzunehmen. Um aber dennoch die Zufriedenheit meiner beiden Unteroffiziere zu erwerben, ließ ich mir es nicht zu anstrengend und zu lächerlich sein, den Zimmerboden von nun an in knieender Stellung mit dem kleinen Handbesen auszukehren, um dadurch die Arbeit näher vor den Augen zu haben. Aber auch das half nichts. Konnten

*) Schlapperment, ein Soldaten-Ausdruck für Hunger.

sie sich nicht mehr über das Auskehren beklagen, so beschwerten sie sich jetzt über das Bettmachen. Nicht selten war es, daß sie Nachts, wenn sie angetrunken aus dem Wirthshaus kamen und ich von des Tages Last und Hitze todtmüde im erquickenden Schlafe lag, mich aus dem Bette rissen und mir unter den rohesten Auslassungen befahlen, ihre Betten noch einmal zu machen und das Stroh besser zu schütteln. Auch das ließ ich mir gefallen und murkte nicht, obwohl mir die Scham ob solcher unwürdigen Behandlung fast das Herz abdrückte. Thränen standen mir oft in den Augen vor unausföhllichem Seelenschmerz, aber statt in sich zu gehen, faßten sie mich nur noch mehr und mit größerem Nachdruck an meiner verwundbarsten Stelle. In den Arrest wollten sie mich bringen, um mir meine Karriere zu verderben, das stand bombenfest; denn ich war bereits vom Hauptmann zum Fourniersaspiranten vorgeschlagen, und da befürchteten sie wahrscheinlich, ich würde sie durch ein rasches Avancement im Dienstgrade überholen, oder wenigstens erreichen. Deshalb wollten sie bei Zeiten dafür sorgen, daß ich es nicht so weit bringe; ich aber wollte ihnen diesen Triumph nicht gönnen.

Vom Regen in die Traufe.

Die Rekrutendressur war bereits zu Ende und wir Rekruten zu Soldaten übersezt, mußten schon seit einigen Wochen Garnisons-Wachdienst versehen. Da nahte ein prachtvoller Sonntag heran; es war im Monat Juli. Den ganzen Vormittag freute ich mich darauf, auch einmal einen freien Sonntag Nachmittag zu haben. Dienst hatte ich ja keinen, und Zimmerschur hatte ich erst vor ein paar Tagen gehabt, da konnte die Reihe noch nicht an mir sein. Der Mittagverles war vorüber. Obermann R. entfernte sich sogleich, er schien einen Ausflug machen zu wollen. Rottenmeister A. hatte Kompagnieaufsicht erhalten und mußte zu Hause bleiben. Eben wollte ich auch die Treppe hinunter, da fiel mir ein, daß ich meine Cigarren vergessen hatte, die auf dem Spaziergang nicht fehlen durften. Als ich in mein Zimmer zurückkehrte, sah ich, daß der Mann des Zimmerdienstes vor dem Rottenmeister stand mit der Zimmerdienstliste in der Hand, um eine neue Zimmerschur kommandiren zu lassen. Da hörte ich den Rottenmeister meinen Namen nennen. Die alte Zimmerschur lief auf mich zu und sagte: „H., du hast Zimmerdienst.“ „Das kann nicht sein“, entgegnete ich, „ich habe erst vor ein paar Tagen Zimmerdienst gehabt und nach der Liste kommt die Reihe nächsten Mittwoch wieder an

mich.“ „Das ist mir ganz gleich“, rief der Rottenmeister herüber, „wenn ich Sie zum Zimmerdienst kommandire, so haben Sie Zimmerdienst und damit Punktum!“ Was konnte ich machen? Es war ein Befehl von einem Vorgesetzten, und der Soldat muß gehorchen, wenn ihm auch gleich Unrecht dadurch geschieht; er darf sich ja erst nach ausgeführtem Befehl beschweren. Schweigend zog ich meinen Waffenrock aus, legte Spenzer und Schurz an, überzeugte mich, ob frisches Wasser in der Gölte und überhaupt Alles in Ordnung sei, und hatte damit den Zimmerdienst übernommen. Bald hatten sich die noch anwesenden Leute der Mannschaft nach und nach entfernt und der Rottenmeister und ich waren allein. Er lag drüben auf seinem — ich hüben auf meinem Bett, er pfeifend, wie die Fuhrleute pfeifen, er war nämlich früher Fuhrmann, ich lesend in Göthe's Faust. Keiner sprach ein Wort. Nach ungefähr zwei Stunden öffnete sich die Thür und herein traten zwei Weibsbilder, von denen ich nicht unterscheiden konnte, welches das häßlichste war. Die Eine schielte und hatte feuerrothe Haare, die Andere hatte Warzen im Gesicht, und den Kopf verbunden, als ob sie Zahnweh hätte. Sie schienen gerade aus dem Krankenspital entlassen und Dirnen der niedersten Sorte zu sein, die in Ermangelung eines besseren Gewandes am heiligen Sonntag die Arbeitskleider trugen, welche vor Schmutz strotzten. Ihr Erscheinen hatte auf mich einen so edkigen Eindruck gemacht, daß ich eben im Begriff war, sie aus dem Zimmer zu weisen, als der Rottenmeister mit einem freudigen „Grüß Gott, Grethle, Grüß Gott, Kätherle,“ auf sie zuellte und beiden die Hand schüttelte. „Oho“, dachte ich, „der hat auch saubere Bekanntschaften“, kümmerte mich aber weiter nicht darum und las in meinem Faust ruhig weiter. O, wie himmlisch, engelgleich erschien mir in diesem Augenblick das wunderliebliche Grethchen Faust's im Gegensatz zu dem Grethle meines Rottenmeisters. Hier ein anbetungswürdiges Abbild der Gottheit, dort ein getreues Konterfei einer Vogelscheuche. Welche Gegensätze! Indessen hatten sich die beiden Frauenzimmer in der frivolsten Weise zusammen auf des Rottenmeisters Bett gesetzt, den Freund in ihrer Mitte, und plauderten unter Lachen und Scherzen miteinander. „Zimmerschur!“ ertönte plötzlich die heisere Fuhrmannsstimme meines Vorgesetzten, während er sein poctennarbiges Gesicht zu mir herüberwandte. „Herr Rottenmeister, Sie befehlen“, gab ich zurück, klappte mein Buch zu, sprang von meiner Pritsche herab und stellte mich in gerichteter Haltung vor ihn hin. „Holen Sie

mir frisches Wasser in der Gölte!" befahl er. Obwohl erst vor zwei Stunden von meinem Vorgänger frisches Wasser geholt worden war, so zögerte ich doch keinen Augenblick, dem Befehl Folge zu leisten, nahm die Gölte auf den Kopf und wandte mich der Thüre zu. „Das sage ich Ihnen aber“, rief er mir nach, „das Wasser will ich nicht von unserem Brunnen, sondern von dem am westlichen Kasernenflügel.“ Ich aber dachte, während ich die Treppe hinabstieg, der Rottenmeister ist in einem argen Irthum, wenn er glaubt, das Wasser vom Brunnen des westlichen Flügels sei besser, als das von dem unsern, da ja alle drei Brunnen hinter den Kasernenflügeln von einer und derselben Quelle gespeist werden, und schritt deshalb einfach auf unsern Brunnen zu. Dort leerte ich meine Gölte aus und ließ sie unter dem Rohre wieder voll laufen. Ob mir nun der Rottenmeister vom Gangfenster aus oben nachgesehen, oder ob er der Zeitkürze nach, die ich zum Wasserholen brauchte, zu dem Schlusse kam, ich werde das Wasser nicht am westlichen Flügel geholt haben, weiß ich nicht. Kurzum, als ich wieder das Zimmer betrat, fuhr er mich ganz wüthend an: „Wo haben Sie das Wasser geholt?“ „An unserm Brunnen, Herr Rottenmeister.“ „Habe ich Ihnen nicht befohlen, das Wasser am westlichen Flügel zu holen, Sie Kreuz-Willionen —?“ „O ja, aber Sie werden entschuldigen, Herr Rottenmeister, das Wasser am westlichen Flügel ist ja ganz dasselbe, wie das an unserem Flügel.“ „Das geht Sie gar nichts an! Wenn ich Ihnen befehle, das Wasser dort zu holen, so haben Sie zu gehorchen! Augenblicklich tragen Sie das Wasser wieder fort und holen mir anderes am westlichen Brunnen, Sie nasenweiser Student, oder ich führe Sie in den Sicherheitsarrest! — Der Kerl ist nämlich ein Student“, wandte er sich mit höhnischer Geberde zu seinen Freundinnen; „aber der soll erfahren, was Soldat sein heißt.“ Da stand ich nun, Schurz und Spenzer an, die Wassergölte auf dem Kopf und in gerichteter Haltung vor der baumwollenen Würde meines Rottenmeisters, dem ich unbedingt gehorchen mußte, und der mich beleidigen durfte, wie es ihm gefiel. Die beiden Dirnen, die mich während dieses Vorgangs mit spöttischen Blicken vom Fuß bis auf's Haupt gemustert hatten, brachen in ein Gelächter aus.

Scham und Entrüstung über solche niederträgliche Behandlung tobten in meiner Brust. Festungsstrafe daran setzend, war ich eben im Begriff, die Gölte sammt ihrem Inhalt dem Rottenmeister an den Kopf zu werfen, aber besonnen, wie ich immer war, beherrschte ich mich; ein anderer

Gedanke fuhr mir plötzlich durch den Kopf. „Sehr wohl, Herr Rottenmeister“, sagte ich ruhig, wandte mich um und verließ das Zimmer, verfolgt von dem schallenden Gelächter der Dirnen. Ich ging, aber nicht um Wasser zu holen am westlichen Kasernenflügel, sondern meinen Entschluß auszuführen.

Bei meinem vorigen Wasserholen hatte ich nämlich bemerkt, daß mein Zugfeldwebel mit seinem künftigen Schwager, einem jungen Manne aus dem Civilstande, auf dem hinter unserm Kasernenflügel befindlichen Turnplatz Turnübungen machte. Feldwebel K. war ein tüchtiger Soldat, zugleich Fecht- und Turnlehrer im Regiment, ein strenger, thätiger, aber auch humaner, rechtlich denkender Mann, der einem Soldaten nicht Unrecht geschehen ließ. Ich wußte auch, daß er mich gut leiden konnte. Zu diesem ging ich hin, nachdem ich meine Gölte auf dem Brunnenrand abgesetzt hatte, und erzählte ihm den ganzen Hergang. Eichtlich empört über des Rottenmeisters Ansinnen und Benehmen gegen mich verließ er sofort den Turnplatz, seinen Schwager bittend, daß er bleiben möge, er (der Feldwebel) komme gleich wieder. Zu mir sagte er; „Sie dürfen kein anderes Wasser holen! Tragen Sie nur Ihre Gölte wieder hinauf, aber warten Sie noch so lange, bis ich wieder zurück bin.“ Nach einer Viertelstunde kam er zurück. „So“, sagte er zu mir, „jetzt gehen Sie hinauf in ihr Zimmer, Rottenmeister A. wird Ihnen so bald nichts mehr anhaben; dem habe ich den Standpunkt klar gemacht.“

Als ich wieder mein Zimmer betrat, war es ganz still und einsam in demselben. Die zwei Mädchen hatten sich aus dem Staube gemacht, und der Rottenmeister saß ganz niedergeschmettert an seinem Tischchen, den Kopf in die Hand gestützt. Schweigend stellte ich meine Gölte hin und begab mich dann wieder hinüber auf meine Pritsche, um in Göthe's Dichtung weiter zu lesen.

Plötzlich sprang Rottenmeister A. sehr geräuschvoll von seinem Sitze auf, indem er den Stuhl mit größter Wucht gegen die Wand schleuderte, ergriff dann den zinnernen Trinkbecher, füllte ihn mit Wasser aus der Gölte, trank ihn hastig leer und warf ihn bergestalt auf den Tisch hin, daß ich glaubte, der Becher sei in Scherben zersprungen. „Himmel-Kreuz-Willionen — — —“ schrie er und stampfte mit dem Fuße auf den Boden. Er stieß überhaupt Flüche aus, wie ich vorher noch gar keine gehört hatte. „Warten Sie nur“, fuhr er dann, zu mir gewendet, in verbissener Wuth fort, „warten Sie nur, Ihnen will ich es theuer machen, daß Sie mich beim Feldwebel gemeldet haben! Sie will ich schlauchen,

daß Sie an Gottes Gnade verzweifeln! Ich weiß Mittel, Sie zur Verzweiflung zu bringen, ohne daß Sie sich beschweren können.“

Ich gab ihm natürlich keine Antwort; aber mit bangem Herzen dachte ich an die lange und schwere Zeit, die mir voraussichtlich unter diesem Menschen noch bevorstand. Denn daß er zu jeder Gemeinheit fähig war, wußte ich bereits recht gut. „Wenn da kein Wunder geschieht“, dachte ich, „dann adje Welt — dann halte ich's nicht aus!“

Es gibt solche rohe Menschen, die, wenn sie die Macht haben, diejenigen mit besonderer Lust tyrannisiren, die ihnen geistig überlegen sind. So war es auch bei Rottenmeister A. der Fall. Bei ihm bewährte sich das Sprüchwort: Wenn der Bauer auf's Ross kommt, reißet er stärker als der Edelmann.

Ein Unbestrich.

Die Verheißungen des Rottenmeisters erfüllten sich im vollsten Sinne des Wortes. Von dem Tage an, da ich mich über ihn beschwerte, wurden die Schlauchereien in weit höherem Maße betrieben und mit einer solch' ausgefuchten Raffinirtheit, daß ich mich wirklich nicht einmal beschweren konnte, ohne nicht Gefahr zu laufen, mich selber in noch größere Verlegenheit zu bringen. Denn wenn man an einem Soldaten einen Tadel finden will, so entdeckt man einen, und wenn er auch der zuverlässigste Mensch wäre.

Bei jedem Antreten, war es zu den Übungen oder zum Verles, nahm der Rottenmeister die Visitation meines Anzuges und meiner Ausrüstung so übertrieben genau, daß er bei mir allein länger verweilte, als bei der Visitation der ganzen übrigen Obermannschaft. Während er die übrigen Leute nur im Vorbeigehen oberflächlich ansah, nahm er mir das Gewehr aus der Hand und visitirte es in seinen geheimsten Theilen von außen und innen, zog mein Taschenmesser aus der Scheide und betrachtete es an der Sonne, um unter allen Umständen ein Rostfleckchen zu entdecken, zupfte an allen Knöpfen meines Waffenrockes herum, ob keiner wackelig sei und dergleichen mehr. Hätte er jeden Einzelnen so gründlich visitirt, ich würde gewiß nicht der Einzige gewesen

sein, der wegen Malpropreté*) so oft gemeldet wurde. Aber mein Zugfeldwebel, an welchen diese Meldungen ergingen, nahm niemals Notiz davon, sondern bezeichnete sie im Gegentheil als eine Schlaucherei, die er sich ein für allemal verbitte. Oft hatte der brave Mann der maßlosen Visitation, die, auf meine einzige Person beschränkt, manchmal so lange dauerte, daß die ganze Kompagnie längst fertig und zum Abmarsch bereit stand, dadurch ein Ende gemacht, daß er herauf rief: „Kann denn heute die dritte Obermannschaft wieder nicht fertig werden mit Visitationen? Es ist Zeit! — Kompagnie Achtung! — Links um! — vorwärts marsch!“ und hinab ging die Treppe.

Anders aber war es, wenn Obermann A. Dienst als Feldwebel hatte; da war es so sicher, wie der Wecken auf dem Laden, daß ich wegen Malpropreté an den Hauptmann gemeldet wurde. Der Rottenmeister meldete mich an den Obermann, dieser als dienstthuender Feldwebel an den Oberfeldwebel und der Letztere beim Rapport an den Hauptmann.

Aber auch am Hauptmann scheiterten alle Versuche des Rottenmeisters, mich in Arrest zu bringen. Der hochgebildete, durchaus gerechte und wohlwollende Offizier,



Sie will ich schlauchen, daß Sie an Gottes Gnade verzweifeln!

dem ich heute noch eine dankbare Erinnerung bewahre, ließ es jedesmal nur bei einer Ermahnung bewenden, daß ich mir doch recht Mühe geben sollte, meinen Obliegenheiten nachzukommen, damit die Meldungen endlich aufhören.

Da nun Rottenmeister A. merkte, daß auch auf diesem Wege nichts zu machen sei, so bearbeitete er den Obermann dahin, daß derselbe mich fernerehin bei jeder Gelegenheit, statt zu melden, zur Strafe einfach mit Sack und Pack antreten ließ.

An einem Samstag Nachmittage waren wie gewöhnlich keine Übungen, dagegen war allgemeine Zimmerreinigung. Da wurden die Zimmerböden aufgewaschen, Tische, Stühle, Schränke, Gölten Kübel u. s. w. gefegt und gescheuert und zuletzt die Bett-Teppiche ausgeklopft. Diese Reinigungsarbeiten wurden je für sich in den Obermann-

*) Malpropreté, ein militärischer Ausdruck für Unreinlichkeit des Anzuges oder der Ausrüstung.

haben vorgenommen, im
Folgehabe betraf, im
kurzt verrichtet. Oberm
mann A. das Buiw
während Rottenmeister A.
des Schreimers
Division machte
Bisitation und veranlaßte
weise Niemand. Ober
alle heute die Arbeiten im
meister A. verließ den
Zimmer.

Nachdem die Reini
gen, die bis zum Abend
lang und mit dem Auf
Kommens des verach
tet das Gieße. Ober
zum Ausgehen und Ma
ber glücklich ab und
legere zum Zimmer
Obermann, kommen
Sie die zwei verach
hängen, solche haben
nicht geben.“

Der Obermann gi
der Thür, entlang
sogenannter Rechen, a
gehört werden. Die
Gendete im Bes
und ein neues (B
man im täglichen G
teries braucht un
und zum Antreten
der Obermann G
ließ.

Mein Herz da
zwei rüstigen Ge
leinen Fall, dar
Bermittlung war
gerückt gewesen, n
das Wimmegewehr
da ich es erst
mit Sack und Pa
Der Obermann
dem Tage folgte.
„Wem gehört das
und das Wimmeg
er. Er hätte eige
den er belieh, a
tinte, worin er je
Besitzer nachsehen
Wie vom Wip
gott, das sind
Himmelstüllen,

Der Obermann
dem Tage folgte.
„Wem gehört das
und das Wimmeg
er. Er hätte eige
den er belieh, a
tinte, worin er je
Besitzer nachsehen
Wie vom Wip
gott, das sind
Himmelstüllen,

schaften vorgenommen, und was die beweglichen Gegenstände betraf, im hintern Kasernenhof unter Aufsicht verrichtet. Gewöhnlich beaufsichtigte Obermann N. das Aufwaschen des Zimmerbodens, während Rottenmeister A. das Fegen und Putzen des Schreinwerks im Hof beaufsichtigen mußte. Diesmal machten sie aber von der Regel eine Ausnahme und vertauschten ihre Rollen, warum, wußte Niemand. Obermann N. beaufsichtigte also heute die Arbeiten im Kasernenhof und Rottenmeister A. versah den angenehmeren Dienst im Zimmer.

Nachdem die Reinigungsarbeiten zu Ende waren, die bis zum Abend gedauert hatten, saß ich hungrig und müde auf meiner Britsche, ein Stück Kummisbrod verzehrend. Die übrige Mannschaft that das Gleiche. Obermann N. rüstete sich eben zum Ausgehen und Rottenmeister A. ging scheinbar gleichgiltig ab und zu. Auf einmal stürzte Letzterer zum Zimmer herein und rief: „Herr Obermann, kommen Sie doch heraus und sehen Sie die zwei verrosteten Gewehre an, die da außen hängen; solche haben Sie in Ihrem ganzen Leben nicht gesehen.“

Der Obermann ging hinaus. Draußen vor der Thüre, entlang der Wand, befindet sich ein sogenannter Rechen, an welchem die Gewehre aufgehängt werden. Damals hatte der Mann zwei Gewehre im Besitz, ein altes (Ererziergewehr) und ein neues (Miniegewehr). Ersteres hatte man im täglichen Gebrauch zum Ausrücken, letzteres brauchte man nur zum Scheibenschießen und zum Antreten bei Mustern, oder wenn der Obermann Einen zur Strafe damit antreten ließ.

Mein Herz dachte nicht daran, wem wohl die zwei rostigen Gewehre gehören könnten, mir auf keinen Fall, darauf hätte ich schwören können; Vormittags war ich mit dem Ererziergewehr ausgerückt gewesen, wo es visitirt worden war, und das Miniegewehr hing frisch gepuht am Nagel, da ich es erst vor ein paar Tagen zum Antreten mit Sack und Pack gebraucht hatte.

Der Obermann, dem der Rottenmeister auf dem Fuße folgte, betrat wüthend das Zimmer. „Wem gehört das Ererziergewehr Nummer 85 und das Miniegewehr Nummer 113?“ fragte er. Er hätte eigentlich nicht zu fragen gebraucht, denn er besaß, gleich wie der Rottenmeister, eine Liste, worin er jede Gewehr-Nummer und deren Besitzer nachsehen konnte.

Wie vom Blitz getroffen schaute ich auf. Herrgott, das sind ja meine Gewehre! Aber um's Himmelswillen, woher sollten sie denn auf einmal

so rostig geworden sein, daß man ein solches Aufheben davon macht?

Freimüthig, da ich meiner Sache gewiß war, trat ich vor und sagte: „Herr Obermann, die Gewehre gehören der Nummer nach mir, aber daß sie so verrostet sein sollen, ist mir rein unerklärlich — ich will jedoch gleich darnach sehen.“ Ich ging hinaus auf den Gang. Aber wer beschreibt mein Entsetzen, als ich meine Gewehre sah! Wenn man sie geradezu in weichen, flüssigen Lehm getaucht hätte, würden sie nicht anders ausgesehen haben. Die Läufe waren innen und außen total mit Rost überzogen. Aber es war kein alter Rost, das sah ich gut, es war ein ganz frischer, der sich erst seit ein paar Stunden gebildet haben mußte; denn er ließ sich geradezu mit der bloßen Hand wegwischen. Auch im Innern des Laufes war der Rost so weich und zugleich so auffallend feucht, daß, wenn ich den Finger in die Mündung hineinsteckte, ich denselben wie mit nassem Lehm überzogen herausbrachte, als ob es in den Lauf hinein geregnet gehabt hätte. Aber wie sollte denn das zugegangen sein? Es hat doch heute Vormittag bei den Uebungen nicht geregnet, und auf dem Gang, wo die Gewehre hingen, hätte es ja selbst beim größten Wolkenbruch nicht in die Läufe hineinregnen können! Ich nahm meine zwei Gewehre eines nach dem andern zur Hand und öffnete den Hahnen: da perlten Wassertropfen aus dem Zündkegel heraus und die Hahnenkappe war ganz naß. Wie kam aber Wasser hinein? — Herrgott! — jetzt ging mir ein Licht auf: das ist ein Bubenstreich des Rottenmeisters, dachte ich, der hat mir Wasser in die Gewehrläufe gegossen! Verdachtsgründe hiefür hatte ich gleich zur Hand: Erstens seine frühere Drohung, er werde mich schlauchen, daß ich an Gottes Gnade verzweifle, ohne mich beschweren zu können. Zweitens die Rollenvertauschung bei der Zimmerreinigung, wodurch es ihm möglich geworden, den ganzen Nachmittag im Kompagniebereich sich aufzuhalten und da ungesehen schalten und walten zu können, wie es ihm beliebte. Drittens das Auffallende, daß gerade er der Erste war, der meine Gewehre gesehen; denn andernfalls wäre doch kein Grund vorhanden gewesen, meine Gewehre heimlich am Gewehrrechen zu visitiren. Und daß er genau wissen konnte, welche Gewehre mir gehörten, dazu besaß er ja die Gewehrliste.

Auf der Stelle ging ich wieder in mein Zimmer zurück und sagte meinem Obermann, daß ich unschuldig an der Verrostung meiner Gewehre sei, es müsse mir Jemand Wasser in die Läufe geschüttet haben, er möchte so gut sein und sich

selbst davon überzeugen. Statt aber die Sache zu untersuchen, wie es seine Pflicht gewesen wäre, überhäufte er mich mit Schmähreden aller Art und fügte hinzu, daß ich morgen Sonntag zu Hause zu bleiben und Nachmittags 4 Uhr mit voller Ausrüstung anzutreten habe. Da hatte ich meine Bescheerung! Also schon wieder keinen freien Sonntag und dazu noch mit Sack und Pack antreten für nichts, als für einen Bubenstreich, den der Rottenmeister mir zugesügt hatte. Ob der Obermann von diesem Streich gewußt und mit dem Rottenmeister unter einer Decke gesteckt hatte, kann ich bis auf den heutigen Tag nicht sagen, jedenfalls aber war es unverantwortlich von ihm, mit mir so willkürlich zu verfahren, ohne sich von meiner Schuld oder Unschuld überzeugt zu haben.

Das Aergste für mich aber war, daß ich den Rottenmeister die That erst nicht einmal offen zeigen konnte; denn wenn ich auch für meine Person vollständig davon überzeugt war, so konnte ich es ihm doch nicht beweisen. Ich mußte also wohl oder übel das Maul halten und meine Gewehre einfach wieder in Stand stellen, was keine geringe Mühe war, da ich sie ganz zerlegen mußte.

Den ganzen Sonntag hatte ich auf die properste Instandstellung meiner Ausrüstung verwendet. Da fehlte nicht das Geringste.

Das Lederwerk war glänzend schwarz gefummelt, es sah aus wie lackirt, und meine Gewehre waren silberblank. Auch der Tornister war vorschriftsmäßig vollständig bepackt.

Obermann K. war aber nach dem Mittagverles wieder ausgegangen und hatte mein Antreten dem Rottenmeister nach dessen eigenem Gutdünken überlassen. Punkt 4 Uhr meldete ich mich in voller Ausrüstung bei demselben. „Treten Sie auf dem Gange an!“ befahl er. Er selber zog den Waffenrock an, setzte die Mütze auf und schnallte das Faszinmesser um, als gälte es, die ganze Kompagnie in's Feld zu führen.

Zuerst visitirte er meinen Anzug, dann meine beiden Gewehre von außen und innen mit einer Gründlichkeit und Langsamkeit, daß ich vom langen Gerichtetstehen schon fast ganz steif war. Dann kam das Faszinmesser an die Reihe. Nach

diesem — ich hatte es mir gedacht — ließ er mich auspacken. Auch da visitirte er alles auf's Genaueste: er schaute außer den Kleinmontirungsstücken nach den Reservennägeln, nach den Nähnadeln, nach dem Faden, nach dem Stückchen Seife, kurzum nach Allem, was eben in den Tornister gehörte. Nichts mangelte. Nun ließ er mich wieder einpacken und ich glaubte, jetzt könnte er sein Mütchen an mir gefühlt haben und ich werde einrücken dürfen. Aber welche Täuschung! Zum zweiten Male ließ er mich aus- und einpacken, — zum dritten, — zum vierten, — zum fünften, — zum sechsten Male nacheinander. Der Schweiß rann mir in Strömen von der Stirne herab, mein Waffenrock war ganz durchnäßt und meine Beine vermochten mich kaum mehr zu tragen. Das Aus- und Einpacken auf dem Boden in gebückter Stellung mit gestreckten Beinen muß man kennen, um einen Begriff davon zu haben.



Wer hat Ihnen befohlen, den Mann antreten und auspacken zu lassen?

Der Soldat kennt diese Tortur. Einmal diese Prozedur durchmachen, könnte noch angehen; aber sechs Mal nacheinander dieses anstrengende und moralisch so tief verletzende Geschäft verrichten, ist zum Tollwerden. Und wer weiß, wie oft der elende Mensch mich noch hätte auspacken lassen, wenn nicht ein Ereigniß hinzu gekommen wäre, das mich von dieser Folter erlöste.

Mein Erlöser naht.

Ein jüngerer Bruder von mir, der damals in Stuttgart in Arbeit stand, wollte mich eben besuchen. Ich hatte ihm am Abend vorher gesagt, daß ich um 4 Uhr antreten müsse und er war nun der Meinung, ich werde damit zu Ende sein. Als er mich aber in meiner bedauerlichen Lage und noch in den Klauen meines Peinigers sah, erbarmte es ihn und er sann darüber nach, wie er mir wohl helfen könnte. Da kam ihm ein glücklicher Gedanke und er eilte spornstreichs in das Zimmer meines Feldwebels. Derselbe war ein gelernter Schneider und saß eben mit einer Näharbeit beschäftigt auf seiner Pritsche; ein Glück für mich, daß er gerade zu Hause war. Diesem theilte mein Bruder mit, daß er es nicht mehr mit ansehen könne, wie Rottenmeister A. mit mir umgehe.

Sofort warf der humane Mann Nadel und Scheere weg, zog seine Uniform an und verließ eilends das Zimmer. Ein Freudenstrahl durchzudte mich, als ich meinen Erlöser kommen sah. „Wer hat Ihnen befohlen, den Mann antreten und auspacken zu lassen?“ donnerte er den Rottenmeister an. „Obermann R.“, gab dieser kleinlaut zur Antwort. „Wie oft haben Sie ausgepackt?“ wandte er sich an mich. „Das ist das sechste Mal, Herr Feldwebel.“ Zornesröthe zog über sein Gesicht. „Eingepackt!“ — „Eingerückt!“ kommandirte er und ich war frei. Aber ich hatte noch nicht ganz mein Zimmer erreicht, da erscholl die donnernde Stimme meines Feldwebels, der dem Rottenmeister die heftigsten Vorwürfe namentlich darüber machte, daß mein Antreten ohne sein Wissen selbstständig verfügt und vorgenommen worden war. „Ich bin Feldwebel“, hörte ich ihn unter Anderem sagen, „und ich verbitte mir solche Eigenmächtigkeiten! — Was habt Ihr denn eigentlich überhaupt gegen den Soldaten H.? Er ist der tüchtigste und intelligenteste Mann in meinem ganzen Zuge. Die reinste Schlaucherei ist es, und wenn sie nicht aufhört, so mache ich Meldung! Haben Sie es verstanden? Mit Obermann R. werde ich übrigens auch noch ein Wort reden!“

Der sonst so großmaulige Rottenmeister stand, während ihm die Leviten gelesen wurden, da, wie ein armer Sünder, und vermochte kein Wort zu seiner Rechtfertigung hervorzubringen.

Ob Feldwebel R. nachher auch mit Obermann R. darüber gesprochen, weiß ich nicht, so viel jedoch kann ich sagen, daß ich von da an vor Letzterem ziemlich Ruhe hatte. Er ignorirte mich mehr, als daß er etwas von mir gewollt hätte, dagegen blieb Rottenmeister A. der Alte und that fortwährend mir zu Leib, was er konnte.

Im Unteroffiziers-Unterricht.

Mittlerweile war es Oktober geworden. Der Winterkurs für die Unteroffiziere nahm seinen Anfang und mein Hauptmann hatte mich, da ich bereits seit einigen Wochen Fouriersaspirant war, diesem Unterricht beigegeben, eine große Ehre für mich, da dieser Vorzug außer mir keinem Soldaten im ganzen Regiment widerfuhr.

„Ich habe etwas mit Ihnen vor, d. h. ich habe Ihre Beförderung im Auge“, hatte mein Hauptmann zu mir gesagt; „darum lasse ich Sie den Unteroffizierskurs mitmachen, damit Sie für alle Fälle die nöthigste militärische Ausbildung haben.“

Die Unteroffiziere meiner Kompagnie, namentlich Obermann R. und Rottenmeister A., waren

nicht sehr erbaut davon, einen gemeinen Soldaten in ihrem Unterricht zu haben, der ihnen an Schulbildung weit überlegen war, und vor dem sie ihre diesbezüglichen Blößen nicht verdecken konnten.

Meine Kenntnisse waren übrigens, offen gestanden, nicht weit her; ich hatte früher nur eine Volksschule besucht, und mein Vischen Wissen, welches darüber hinausging, hatte ich mir nur durch Selbststudium nothdürftig angeeignet. Dessen ungeachtet aber mag ich als ein strebsamer, wissensdurstiger Mensch den Unteroffizieren gegenüber, die eine noch viel mangelhaftere Schulbildung auf dem Lande genossen und einen Beruf erwählt haben, bei dem sie sich ebenfalls nicht höher ausbilden konnten, den Eindruck eines Studirenden gemacht haben.

Feldwebel D.,*) ein Hilfslehrer unseres Unterrichts, ein sehr geschickter und gutgeschulter Mann, der die Fächer der Arithmetik und der Aufsatzlehre vertrat, hatte mich auch auf Grund meiner höheren Begabung immer nur scherzweise „Doktor“ genannt.

Es mag wohl selbstverständlich erscheinen, daß ich im Rechnen und Schreiben ziemlich „beschlagen“ war, und was in dieser Hinsicht im Unteroffiziers-Unterricht gelehrt wurde, hatte ich längst vorher in der Schule gelernt; für die Unteroffiziere aber waren dies alles „böhmische Dörfer“. Nur die militärischen Aufgaben, die wir vom Oberlieutenant bekamen und die in einem schriftlichen Aufsatze gelöst werden mußten, waren für mich etwas Neues, löste sie aber bald nach Form und Inhalt mit solchem Verständniß, daß mich der Oberlieutenant auch in dieser Hinsicht den Unteroffizieren immer als ein Muster hinstellte. Die Lösung dieser Aufgaben war aber durchaus kein Hexenwerk; es wurde ja vorher ein Langes und Breites mündlich gelehrt, was der Unteroffizier in diesem oder jenem kritischen Falle in der Nähe des Feindes zu thun hat, und dann brauchte er nur noch ein wenig Einbildungskraft, um sich in die ihm gestellte Aufgabe so hineinzudenken, als sähe er Alles in Wirklichkeit vor sich. Da konnte man z. B. die Aufgabe bekommen, man sei Kommandant einer kleineren Feldwache, oder eines Benachrichtigungspostens, oder einer Patrouille, oder eines Detachements u. s. w., und es ereigne sich dieses oder jenes, z. B. der Feind rücke mit Uebermacht an, oder es sei von einer ausgestellten Schildwache ein Schuß gefallen u. s. w., was man jetzt in diesem Falle zu thun habe &c. —

*) Der Mann wurde später Kondukteur und verunglückte als solcher auf der Eisenbahn bei Asperg.

Einmal hatten wir Unterricht über Interpunction oder Zeichensetzung. Da wurde vieles diktiert und mündlich erklärt, wo und was für ein Zeichen im Schriftsatz anzubringen sei. Eben waren wir am Strichpunkt, welches da hingehöre, wo ein Komma zu wenig und ein Punkt zu viel sei, z. B. in der Mitte eines Satzes, der aus einem Vor- und Nachsatz bestehe und letzterer mit „vielmehr“ beginne. Da kam der Hauptmann in's Unterrichtszimmer herein und hörte eine Weile zu. „Obermann R.“, sagte er endlich, „machen Sie geschwind einen solchen Satz aus dem Stegreif, in welchem der Nachsatz mit „vielmehr“ beginnt.“ Aber mein Obermann stand da wie ein Schulknabe, der seine Sache nicht kann; kein Wort brachte er heraus. „Machen Sie einen solchen Satz, wandte sich der Hauptmann an den nächsten Unteroffizier. (Wir saßen nämlich nach dem Dienstalter: Obermann R. als der Älteste rechts und so gings abwärts bis zu meiner Wenigkeit, welche als der Jüngste links oder links saß.) Auch der Zweite zerbrach sich den Kopf vergeblich. So wandte sich der Hauptmann von Einem zum Andern ohne den geringsten Erfolg. Keiner brachte einen Satz zusammen. Nun kam die Reihe an mich. „Machen Sie die Unteroffiziere zu Schanden“, sagte der Hauptmann zu mir in scherzendem Tone; „Sie werden wohl hoffentlich einen so einfachen Satz zusammenbringen, der aus einem Vor- und Nachsatz besteht und letzterer mit „vielmehr“ beginnt; Sie sind ja Dichter.“ (Ich muß hier beifügen, daß meinem Hauptmann längst bekannt war, daß ich mich früher schon vor meiner Militärzeit viel mit der Poesie beschäftigt und auch manches meiner Produkte im Drucke herausgegeben habe.)

Wohl hatte mir eine bedeutende längere Zeit zur Verfügung gestanden, als den Andern, mich auf einen Satz zu besinnen, und ich war auch längst mit einem solchen im Stillen fertig. Da mich aber der Hauptmann bei meiner poetischen Ader erfaßte, so ließ ich meinen ersten Satz fahren und besann mich schnell auf einen neuen, der einigen Bezug auf das Dichten haben sollte und sprach, indem ich mich militärisch von meinem Sitze erhob: „Es ist mir ein Leichtes, einen Satz zu bilden (;) — vielmehr bin ich im Stande, ein ganzes Gedicht zu machen (.) —.“

„Bravo!“ — rief der Hauptmann seelenvergnügt, „das haben Sie gut gemacht, H., so ist's recht, machen Sie nur die Unteroffiziere zu Schanden“, und lachend verließ er das Zimmer.

Aber was machten jetzt die Unteroffiziere für Gesichter an mich hin! Wenn ihre Augen Dolche

gewesen wären, es würde kein gesundes Fleckchen an meinem ganzen Leibe geblieben sein. Das Gesicht meines Rottenmeisters wurde dunkelroth vor Zorn, wie bei einem Krüder; seine Augen wurden so groß wie Pflugräder, und ich dachte gleich im Stillen: der wird mich meinen Vor- und Nachsatz schon fühlen lassen und mir manchen Strichpunkt zum Andenken geben!

Verzweiflung auf der Pulvermagazins-Wache.

Es kam richtig so. Nach einigen Tagen bekam ich Dienst, und zwar auf der Pulvermagazinswache. Beim Antreten in der Kompagnie, d. h. vor Abgang der Dienstmannschaft zur Wachparade in den Kasernenhof, hatte Obermann R. wieder Feldwebelsdienst, und Rottenmeister A. visitirte die Obermannschaft. Mit einer Gründlichkeit sonder Gleichen visitirte letzterer wieder mein Gewehr; er nahm es hinüber an das Fenster, wo die Sonne hereinschien, um womöglich einen Tadel zu finden. Da richtig, innerhalb des Bügelbogens wollte er einen Punkt entdeckt haben, der Rost sei, den ich aber beim Hinschauen absolut nicht finden konnte; wahrscheinlich hatte ihm mein Strichpunkt vor den Augen geschwebt. Auf meine Entgegnung, daß ich durchaus keinen Rost wahrnehme, gab er mir zur Antwort: „Halten Sie's Maul! Wenn ich sage, Ihr Gewehr hat Rost, so hat es Rost, und wenn es auch keinen hat!“ Darauf händigte er mir mein Gewehr wieder ein, machte Rapport bei Obermann R. und meldete mich wegen Nichtinstandhalten meines Gewehrs.

Obermann R., der, wie schon erwähnt, an diesem Tage dienstthuender Feldwebel war, besaß als solcher die Ermächtigung, auf die Meldung hin über mich zu verfügen, wie es ihm beliebte, ohne daß der eigentliche Zugfeldwebel R., der ohnehin gar nicht beim Verles anwesend war, sich dazwischen legen konnte. Demgemäß verkündigte er mir, nachdem er mir den Marsch gemacht hatte, daß ich morgen Abend, wenn ich von der Wache abgekommen und von den Nachmittagsübungen eingerückt sei, mit Sack und Pack anzutreten habe.

Das war auch ein Satz. In solchen Sätzen waren sie Meister die Herren von der Borde; da gings heraus wie am Schnürchen, als hätten sie's auswendig gelernt. Also mit Sack und Pack antreten, wobei es wieder hergehen wird, wie das letzte Mal, wo ich sechsmal auspacken mußte. Dieser Gedanke drückte mich fast zu Boden. Zum ersten Male verlor ich jetzt den Muth vollständig, die größte Verzweiflung bemächtigte sich meiner. Trostlos, an Gott und den Menschen verzweifelnd,

bezog ich meine Wache. Die Pulvermagazins-Wache — die inzwischen eingegangen und an einen andern Ort verlegt worden ist, da das fragliche Pulvermagazin wegen Erbauung der Böblinger Bahn demnächst abgebrochen werden wird — gab damals zwei Posten, einen vor dem Gewehr und einen am eigentlichen etwa 300 Schritte vom Wachzimmer entfernten Pulverthurm. Letzterer Posten fiel mir zu, der mir ganz erwünscht kam, da ich dort ungesehen, von allem menschlichen Verkehre abgeschlossen, mich meinem Schmerze hingeben konnte. Aber gerade das Alleinsein war nicht gut für mich; ich hätte mich lieber einem Kameraden von der Wache anvertrauen sollen, der mir gewiß Trost zugesprochen haben würde und ich nicht zu dem verzweifelten Entschlusse gekommen wäre, der wohl der bedenklichste meines ganzen Lebens war. Statt dessen drückte ich den Schmerz und den Kummer in mich hinein, und je länger ich über meine Lage nachdachte, desto mehr verlor ich den Muth und die Kraft, der Zukunft standhaft die Stirne zu bieten. „Erst ein halbes Jahr Soldat sein“, dachte ich, „und schon so viel gelitten und durchgemacht haben. — Wie wird es mir noch ergehen, wenn ich im nächsten Frühjahr Schütz*) werde (worauf ich zum Voraus rechnen konnte), und von jetzt an noch anderthalb Jahre aussharren muß! Diese Menschen martern mich zu todt, oder ich werde wahnsinnig. — Wenn nicht Einer von uns Beiden, der Rottenmeister oder ich, zu einer andern Compagnie versetzt wird, oder Ersterer nicht in Bälde stirbt, gibt es keine Aenderung in meiner verzweiflungsvollen Lage, die ich länger nicht mehr ertragen kann.“ Aber zu einer Versetzung war gar keine Aussicht vorhanden, und auf den Tod des Rottenmeisters warten, der, wie es schien, so gesund war, wie ein Fisch im Wasser, konnte mir kein Trost sein; der hätte mir nach Umständen die Zeit lang machen können. Also wie ich mir auch die Sache überlegte, nirgends sah ich einen Ausweg, der mich von meinen Qualen erlösen konnte. Nur Einen Weg gab es für mich, einen düstern; nur Eine Wahl blieb mir, eine traurige, meinen Leiden auf einmal ein Ende zu machen — der Tod.

Nachts um zwölf Uhr kam ich wieder auf den Posten: ich war in der ersten Ablösung. Düstern lag vor mir der Wald, der sich von der Saume bis zum Jägerhaus hinzieht, und an dessen Saume sich die jetzige Hasenbergstation der neuen

Böblinger Bahn befindet. Traurig und still war Alles um mich her, nur das Quacken der Frösche im nahen Vogelfangsee (der aber jetzt trocken gelegt ist) tönte an mein Ohr. Eine dumpfe Schwüle lag in der Atmosphäre, und hinter dem Walde zog ein schwarzes Gewölke herauf, begleitet von Blitz und Donner; es war den Tag über heiß gewesen, und trotz der bereits vorangeschrittenen Herbstzeit brach in jener Nacht ein heftiges Gewitter aus.

Noch einmal zogen all' die traurigen Erfahrungen, die ich in dem letzten halben Jahre gemacht hatte und die mir voraussichtlich noch 1½ Jahre in Aussicht standen, an meiner Seele vorüber. Meine Muthlosigkeit nahm immer mehr überhand; ich fühlte, daß ich nicht mehr die Kraft besaß, mich aufzurichten und der Zukunft zu trotzen, mein Herz schien gebrochen. Wie drüben über dem Wald es finster und düster aussah, so sah es auch in meinem Innern aus, und wie der Sturmwind tobte, der sich jetzt von Westen her erhob, so tobte es mir durch die Seele.

„Ja, flammt nur herab, ihr Blitze! tobe und rase nur du wilder Sturm! fahre nur du zündender Blitzstrahl hinein in den Pulverthurm, daß er krachend in die Luft fliegt und ich mit ihm! Reize du tobender Sturm nur Alles nieder und lege es von hinnen! für mich gibt es keine Rettung mehr! — Ich kam harmlos, vertrauensvoll zum Regiment, meiner Militärpflicht Genüge zu leisten“, fuhr ich in meinem Gedankengange fort; „vom besten Willen beseelt, war ich stets gerne zu allem bereit, was der Dienst von mir forderte, ja noch mehr, ich that ohne Murren alles das, was die böse Laune, der ungerechte Sinn meiner Unteroffiziere von mir verlangte; aber alles, was ich auch thun mochte, hatte keinen Erfolg. Da nun alles nichts half und voraussichtlich auch fernher nichts helfen wird, so komme du mir zu Hilfe, tödtliches Blei — ich habe ja die Feuerwaffe geladen in der Hand!“

Nach einem kurzen Gebet nahm ich mein Gewehr in die Lage von „fertig“, löste das Sicherheitsleder ab (welches bei den früheren geladenen Gewehren stets hat angebracht sein müssen, um das unabsichtliche Entladen derselben auf dem Posten zu verhindern) und spannte den Hahn. Dann nahm ich mein Gewehr bei Fuß.

„Rottenmeister“, rief ich mit unterdrückter Stimme, „du bist schuld an meinem Tode! Du hast mich gemordet! Aber dir soll mein Tod auf der Seele brennen so lange, bis du dir selber das Leben nimmst!“ Dann legte ich das Kinn über die Mündung und wollte eben mit dem

*) Damals existirte noch das Schützenkorps, welches aus den bessern Soldaten bestand und aus welchem dann später die Rottenmeister hervor gingen.

Fuße, den ich bereits des Stiefels entledigt hatte, den tödtlichen Schuß abfeuern. — Gott verzeihe mir diese Sünde, aber Du weißt, was ich in diesem Augenblicke empfunden habe. — Schon berührte mein Fuß den Bügelbogen, und nur noch ein paar Linien bis zur Drückerspitze fehlten — da flammte der Himmel auf einmal hell auf, noch sehe ich den zuckenden Blitzstrahl über dem Walde, — und ein Donnerschlag erfolgte, der den Boden erzittern machte; — in der Nähe der Gaisseiche hatte es eingeschlagen. Ich wurde stutzig. Aber nicht Schreck war es, was mich in meinem Vorhaben innehalten hieß, denn vor einem Gewitter fürchtete ich mich nie, es war die Großartigkeit, die Erhabenheit des entfesselten Elements, das übermächtige Spiel der Natur, vor welchem mir meine Muthlosigkeit, mein Kummer auf einmal so kleinlich, so unbedeutend vorkam, daß ich mich wahrhaftig schämte. Plötzlich stand es mir wieder klar vor Augen, wie thöricht es ist, Alles nur von seiner eigenen persönlichen, oft sehr beschränkten Meinung und oft sehr gereizten Stimmung abhängig zu machen und so wenig Vertrauen auf sich selbst und auf die Allmacht Gottes zu haben, ohne dessen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt, und der uns oft — wenn es sein göttlicher Wille ist — auf die einfachste Weise hilft, wo unser Menschenverstand an jeder Hilfe gezweifelt hatte. Wunderbar leicht wurde es mir um's Herz. Es war mir, als flüstere mir eine innere Stimme zu: „Nicht dir gehört ein so früher Tod, sondern dem, der dich fast bis zum Selbstmorde getrieben hat. Du mußt noch ein nützlich Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden, während Rottenmeister A. den Schuß Pulver nicht werth ist, mit welchem er sich über kurz oder lang eine Kugel durch den Kopf jagen wird.“ Neuer Muth belebte mich wieder, ich war wie neu geboren.

Mein Gedicht in der Stuttgarter Flora.

Niemand sagte ich ein Wort davon, dagegen brachte ich den ganzen Vorfall, mit einiger romantischer Ausschmückung, zu Papier, und zwar in Form einer Romanze, an welcher ich noch in derselben Nacht zu dichten angefangen hatte, und

sandte sie mit meiner vollen Namensunterschrift und mit Nennung meines Regiments und meiner Kompagnie in die „Stuttgarter Flora“ ein*).

Am andern Tage, als ich von der Wache abgekommen und Abends von den Nachmittagsübungen eingerückt war, hätte ich mit Sack und Pack antreten sollen, wie mir Obermann A. befohlen gehabt hatte. Ich that es aber nicht. Es war das erste Mal, daß ich einen Befehl absichtlich nicht befolgte, ich that, als hätte ich es vergessen. „Wenn mich Obermann A. daran erinnert, ist es immer noch Zeit genug“, dachte ich. Aber er sagte kein Wort; er selber schien es in Wirklichkeit vergessen zu haben, und der Rottenmeister, der gewiß den Obermann daran erinnert haben würde, war glücklicherweise abwesend, da er an diesem Tage auf die Schloßwache gekommen war. So unterblieb nun also mein Antreten.

Nach einigen Tagen erschien mein Gedicht in der Flora. Wenn der Pulverthurm in die Luft geflogen wäre, hätte er keine größere Sensation erregen können, als dieses Gedicht.

Da stand zu Jedermanns Ueberraschung ausdrücklich zu lesen, daß sich nächstlicherweile ein Soldat als Schildwache am Pulverthurm — aus Verzweiflung darüber, daß er, trotz seines gewissenhaftesten Bestrebens, seinen Vorgesetzten zu gefallen

von seinem Unteroffizier fortgesetzt mißhandelt wurde — habe erschiesen wollen, und daß ihn nur im letzten Augenblicke, als schon der Hahn gespannt war, eine Vision gerettet habe, indem er eine Art Jata Morgana vom Himmel herabschweben zu sehen wähnte, die ihn so sehr entzückte, daß er, in den wunderbar schönen Anblick verloren, sich selbst vergessend, der himmlischen Erscheinung nachlief, um sie in der Nähe zu schauen. Dadurch habe er sich meilenweit von seinem Posten entfernt, das bald entdeckt und er als Deserteur verfolgt und eingeholt worden sei. Vor den König gestellt, wo er sich wegen seiner Flucht verantworten sollte, habe er dem erzürnten Monarchen die Frage vorgelegt, welcher Fall wohl die größte Sünde sei, ob der, wenn der Knecht eines irdi-

*) Die Flora war damals ein unterhaltendes Beiblatt des „Neuen Tagblattes“.



Schon berührte mein Fuß den Bügelbogen.

über König um seine
wenn dem König aller
eine Seele sterbe? Dar
antwortet, der zweite Fall
Sünde, und verwundert
gefragt, was er (der
sagen wolle. Freimüthig
der vorigen Nacht geh
und die Gründe darü
Meinung erwähnt, die
sollten hinweggelockt un
sichtigste That vereitelt
Worten habe der König
haren Zusammenhang
kam, den Soldaten
im sein königliches B
sein künftiges Glück vor
Dieses war der Fall
wenn auch dieselbe in
Form noch viel zu un
sie doch einen ershöll
stimm gemacht. Ueber
von dem armen Sold
Mißhandlung seitens
dem Posten das Lebe
glaube, wenn ich es
mit getrieben hatte.
langet worden. Mi
dason, auch meinem
nicht, der mich einige
des Gedichtes zu sich
und mich, wie man zu
hand fragte. Ich wol
zu einer Untersuchung
hätte den Kürzern gege
ich alle die mir zuge
oder begründen können
den sich einfach dahin
haben, ich sei kein re
Sölden im Kost verber
sich ein ungrüthlicher
mit dem Raden tipen
Erlöse Ausreden, de
in ähnlichen Fällen beb
jenseit hielt ich es für
Kouriermann gegenüber
kürren. Ich Herren
meinen Gedichte heraus
sicht“, dachte ich, da
zu leben, warum die
schießen wollen.“
Rein Hauptmann
verleihen und es mein
Verleugnung zu finden

sehen Königs um seine Freiheit werbe, oder der, wenn dem König aller Könige durch Selbstmord eine Seele sterbe? Darauf habe der König geantwortet, der zweite Fall sei entschieden die größere Sünde, und verwundert habe er die Frage hinzugefügt, was er (der Soldat) mit dem Selbstmorde sagen wolle. Freimüthig habe er dann seinen in der vorigen Nacht gehaltenen Selbstmordsentschluß und die Gründe dafür bekannt, sowie die Erscheinung erwähnt, die ihn gleichsam von seinem Posten hinweglockt und ihm dadurch seine beabsichtigte That vereitelt habe. Gerührt von diesen Worten habe der König, der in diesem wunderbaren Zusammenhang einen Fingersatz Gottes erkannt, den Soldaten auf freien Fuß gesetzt und ihm sein königliches Wort gegeben, daß er für sein künftiges Glück sorgen wolle.

Dieses war der Inhalt meiner Romanze, und wenn auch dieselbe in Bezug auf Sprache und Form noch viel zu wünschen übrig ließ, so hatte sie doch einen erschütternden Eindruck beim Publikum gemacht. Ueberall sprach man voll Mitleid von dem armen Soldaten, der in Folge erlittener Mißhandlung seitens eines Unteroffiziers sich auf dem Posten das Leben habe nehmen wollen. Ich glaube, wenn ich es ausgesagt hätte, wer mich so weit getrieben hatte, der Kottenmeister wäre gelincht worden. Aber ich sagte Niemand ein Wort davon, auch meinem Hauptmann gestand ich es nicht, der mich einige Tage nach Erscheinen meines Gedichtes zu sich in seine Wohnung beschied und mich, wie man zu sagen pflegt, aus dem Verstand fragte. Ich wollte durchaus keinen Anlaß zu einer Untersuchung geben, bei der ich auf alle Fälle den Kürzern gezogen hätte. Denn wie hätte ich alle die mir zugefügten Drangsale beweisen oder begründen können? Die Unteroffiziere würden sich einfach dahin entschuldigt und ausgerebet haben, ich sei kein rechter Soldat, lasse meine Waffen im Rost verderben und sei in jeder Hinsicht ein ungeschickter Mensch, dem man immer auf dem Nacken sitzen müsse.

Solche Ausreden, deren sich die Unteroffiziere in ähnlichen Fällen bedienten, kannte ich gut, und somit hielt ich es für das Klügste, mich meinem Hauptmann gegenüber mit Allem zufrieden zu erklären. „Ihr Herren werdet es wohl selbst aus meinem Gedichte herausfinden, wo mich der Schuh drückt“, dachte ich, „da steht es klar und deutlich zu lesen, warum die Schildwache sich hat erschießen wollen.“

Mein Hauptmann schien dies auch recht gut zu verstehen und es meinerseits als eine Art Selbstverleugnung zu finden, daß ich schwieg und ihm

dadurch die Unannehmlichkeit einer Untersuchung ersparte, die nach Umständen eine sehr ernste hätte werden können und die auf alle Fälle Aufsehen erregt haben würde. Daher sagte er zu mir in freundlichem Tone: „es freut mich, daß Sie sich nicht über Ihre Vorgesetzten beklagen, obwohl ich glaube, daß Sie Manches drückt und daß die eiserne Strenge des Militärs schwer auf Ihrem zarteren Gemüthe lastet, allein Sie müssen sich mit Geduld in das Unvermeidliche fügen und bedenken, daß es bei uns nicht anders geht.“ Dann fuhr er fort: „Ich habe höhern Orts Befehl erhalten, Sie über die Ursache Ihres Gedichts, welches augenfällig Selbstmordsgedanken Ihrerseits zur Schau trägt, zu vernehmen; da Sie aber keinen Grund hiefür angeben, sondern es auf ein Phantasiengebilde zurückführen, so habe ich Ihnen nur noch zu sagen, daß, wie sie wissen sollten, ein Soldat ohne Erlaubniß Nichts in öffentliche Blätter schreiben darf, Sie also künftig es unterlassen werden, so lange Sie präsent sind, Ihre Produkte zu veröffentlichen.“ Damit war die Unterredung zu Ende.

Hauptmann D. war mir von da an noch mehr gewogen als früher, wie denn überhaupt alle meine Offiziere, selbst solche von andern Kompagnieen, mit denen ich dann und wann in dienstliche Berührung kam, mich gut leiden konnten. Da fühlte ich mich jedesmal so recht in meinem Element, wenn ich mit höheren Vorgesetzten, mit Leuten von gebildetem Stande zu verkehren hatte, bei niederen aber und bei der Mannschaft selbst fühlte ich, daß ich nicht zu ihnen paßte. Was hatte mich nur das wüste Geschrei, das sie Gesang nannten, auf dem Marsch oder beim Kartoffelschalen im hintern Kasernenhof angeekelt, wenn ich Schiller und Göthe, Uhland'sche Lieder und Sylcher'sche und Kreuzer'sche Kompositionen im Kopf hatte. Herrgott, war das ein Ohrenschmauß für Einen, der mit seinen Gedanken im Olymp schwebte und statt jener Geist und Freiheit athmenden Lieder Uhlands in den scheußlichsten Tonarten und ohrzerreißendsten Dissonanzen hören mußte: „Mein Mann ist gefahren in's Heu, juhei!“ oder: „Es wohnte ein Müller an jenem Teich, aho, ho, ho!“ worin, wenn ich nicht irre, der schöne anthropologische Satz vorkommt: „der Habersack kriegt Händ und Füß“ u. — — —

Neuigkeiten auf der Hauptwache.

Der Monat Dezember war herangekommen. Draußen lag tiefer Schnee und die Fenster waren mit Eisblumen bedeckt. Es war ein sehr kalter

Winter von 1860—61. An einem dieser kalten Tage kam ich auf die Hauptwache. Diese befand sich an der Königsstraße auf dem Platze des jetzigen Sonthheimer'schen Hauses. Die Wache bezogen, außer der Mannschaft, ein Offizier, ein Obermann und ein Rottenmeister. Ersterer hatte, wie üblich, ein besonderes Lokal zu seinem Aufenthalt und war von den Letzteren abgefordert. Damals zog die Mannschaft nicht mit Tornister auf die Wache, sondern nur mit Patronentasche und Gewehr. Da deshalb die Leute ihren Bedarf an Lebensmitteln nicht mit auf die Wache nehmen konnten, so ward gestattet, daß von Zeit zu Zeit ein Mann Urlaub in die Kaserne bekam, um sich und einigen seiner Kameraden Brod zu holen. Einen solchen Urlaub nahm auch ich an diesem Tage. Schon um 2 Uhr Nachmittags trat ich meinen Weg in die Kaserne an, denn ich war in der dritten Ablösung und mußte, ehe ich Abends 4 Uhr auf den Posten kam, im Besitz meines Brodes sein, wenn ich anders nicht warten wollte bis zum andern Morgen. Nachts durfte man ja nicht mehr fort.

Als ich in mein Zimmer trat, saß Rottenmeister A. mit einigen dienstfreien Leuten unserer Obermannschaft am Tisch und las mit denselben Erbsen für die Menagetränke. Mit außerordentlicher Freundlichkeit, die ich an ihm gar nicht gewöhnt war, begrüßte er mich und lud mich ein, neben ihm Platz zu nehmen, da er vieles mit mir zu sprechen habe. Ich setzte mich, bemerkte ihm aber, daß ich auf der Wache sei und mich deshalb nicht lange aufhalten könne. Er sprach mit mir, aber nichts Wichtiges, nichts was nur den geringsten Werth gehabt hätte, nur dummes, wirres Zeug schwatzte er im Allgemeinen durcheinander. Die Soldaten am Tische lachten ihn geradezu aus, ohne daß er es zu beachten schien. Man hätte ihn für betrunken halten können; er war es aber nicht, denn in seinen Spässen und Phrasen, die er machte, lag ein so herber, bitterer Ernst, eine so düstere, die ganze Welt geringschätzende Lebensanschauung, daß ich sein Gemüth für angegriffen, für krank hielt. Seine Ansichten liefen alle darauf hinaus, als ob der Mensch, der nicht Geld in Hülle und Fülle habe, gar nicht weiter werth sei, als daß er sich erschieße, und führte dann nach jeder solchen Phrase die Gesangbuchstellen an: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende!“ und „Ein einziger Schlag kann Alles enden!“

„Der Mensch hat einen moralischen Katzenjammer“, dachte ich, erhob mich von meinem Sitze, entschuldigte mich wegen meinem Wachdienst und begann mein Brod zusammen zu packen.

„Was für ein Rottenmeister ist auf der Hauptwache?“ fragte er mich jetzt. Ich nannte denselben. „So? das ist ein guter Freund zu mir“, sagte er, „richten Sie ihm einen schönen Gruß aus von mir und ich werde ihn heute Abend besuchen, denn — wer weiß wie nahe mir mein Ende!“

Ich begab mich auf meine Wache zurück, entledigte mich daselbst meines Auftrags bezüglich des Grusses und begann mein Vesperbrod zu verzehren, ehe ich auf den Posten kam. Lange dachte ich über meines Rottenmeisters sonderbares Benehmen nach. Daß ihm sein Leben entleidet war, glaubte ich aus jedem seiner Worte herauszufühlen; denn wozu bediente er sich immer des Ausdrucks: „wer weiß, wie nahe mir mein Ende“, und „ein einziger Schlag kann Alles enden“, ein Mensch, der doch sonst so roh war und nichts weniger als fromme Anwandlungen hatte? Warum war er auf einmal so freundlich gegen mich, ganz gegen seine Gewohnheit, und hieß mich neben ihm Platz nehmen, indem er mir Vieles zu sagen habe? Und doch sagte er mir nichts! Hatte er etwas auf dem Herzen, das er mir sagen, das er mit mir ausgleichen wollte und doch den Muth nicht besaß, es zu thun? Quälte ihn sein Gewissen über die mir seit mehr als einem halben Jahr zugefügte Schmach? Hat er vielleicht mein Gedicht gelesen und sich darin als den Schulbigen erkannt, der mich beinahe zum Selbstmord getrieben hatte? Wollte er mich um Verzeihung bitten, oder es zuletzt durch Freundlichkeit wieder gut machen, was er an mir gesündigt? Ich wurde nicht klug daraus. Der Gedanke aber, daß Rottenmeister A. etwas Verdächtiges im Schilde führe, verließ mich den ganzen Abend, selbst auf meinem Posten nicht.

Abends halb acht Uhr kam Rottenmeister A. wirklich auf Besuch auf die Hauptwache. Er trug Mütze und Taschenmesser und hatte den Mantel umgehängt. In derselben traurig-heitern Stimmung, in welcher ich ihn schon am Nachmittage gesehen, begrüßte er die beiden Unteroffiziere der Wache, warf leichtfertig, ohne alle Beachtung des Anstandes, Mütze und Mantel ab und rief: „Heute muß noch Alles versoffen werden, wer weiß, wie nahe mir mein Ende! — Hier ist Geld — Feuerreiter*), Bier holen!“

Er bestellte zwei Maaß Bier, welches er mit seinen Freunden bald vertilgt hatte. Zwei bis

*) Feuerreiter hieß man denjenigen Mann auf der Wache, welcher im Wachzimmer sein Lederwerk abhängen durfte, dagegen aber allerhand Frohndienste leisten und Ausgänge besorgen mußte.

dreimal ließ er die riefige
schwatzte dabei immer und
kannte mirre Zeug durch
den ich wieder auf den
Ablösung um 12 Uhr
nicht mehr im Wach
gingen die Leute, die
gen, nachdem er noch
schwatzte habe.

Morgens in der Früh
als solcher Hauptwach
grüße Neugierig aus de
Rottenmeister A. werde
ganze Nacht nicht heim
kompagnie fesse, gleich
Abendkommen mit de
Rottenmeisters in Verbin
die Vermuthung nahe
im Leben gethan habe
nicht mitgenommen, da
für spreche bereits ein
wichtiger Umstand: die
Schilfwache am östliche
Kasernehöfen nämlich
welche gestern Abend ge
schen 6 und 8 Uhr a
Pavillon auf Posten ge
standen, habe geradezu
beiß sie etwa um die
8 Uhr aus dem hinteren
Kasernehofe einen Unter
offizier von weitem Me
pantel habe herankom
men sehen, der unter sei
nem umgehängten Mantel
eine Schuppenbüchse getra
gen habe. Diese Ausfage
der Schilfwache sollte na
ch dem Befehle des Unter
offiziers eine Verhütung er
warte. Ein Soldat un
ter, er habe gestern
mit dem Rottenmeister
sich gehalten und ge
schimpft und dieselbe beim
gehen habe, ehe er in
den sei.

Diese Mittheilungen
bedürfte zu begründen,
sich also erweisen hab
im sonderbaren Beneh
in Betracht zog, worin
der und seinen Leben
erhalten gegeben hatte.

dreimal ließ er die riesigen Biergläser füllen und schwatzte dabei immer und immer wieder das bekannte wirre Zeug durcheinander. Um 10 Uhr kam ich wieder auf den Posten. Nach meiner Ablösung um 12 Uhr war Rottenmeister A. nicht mehr im Wachzimmer anwesend; er sei, sagten die Leute, etwa um 11 Uhr weggegangen, nachdem er noch viel närrisches Zeug geschwatzt habe.

Morgens in der Frühe kam ein Fourrier, der als solcher Hauptwachdienst hatte, und brachte eine große Neuigkeit aus der Kaserne mit, nämlich Rottenmeister A. werde vermißt. Derselbe sei die ganze Nacht nicht heimgekommen, und in seiner Kompagnie fehle zugleich eine Schützenbüchse, deren Abhandenkommen mit dem Verschwinden des Rottenmeisters in Verbindung gebracht werde und die Vermuthung nahe lege, er werde sich etwas am Leben gethan haben. Daß er die Schützen-

büchse mitgenommen, dafür spreche bereits ein wichtiger Umstand: die Schildwache am östlichen Kasernenflügel nämlich, welche gestern Abend zwischen 6 und 8 Uhr am Pavillon auf Posten gestanden, habe gemeldet, daß sie etwa um halb 8 Uhr aus dem hintern Kasernenhofe einen Unteroffizier von unserm Regiment habe herauskommen sehen, der unter seinem umgehängten Mantel eine Schützenbüchse getragen habe. Diese Aussage der Schildwache sollte nun sofort auf unserer Wache eine Bestätigung erfahren, die alle Zweifel heben mußte. Ein Soldat unserer Wachmannschaft erzählte, er habe gestern Abend, da Rottenmeister A. die Hauptwache besucht, außerhalb des Wachzimmers gestanden und gesehen, daß der Letztere eine Schützenbüchse unter seinem Mantel verborgen gehabt und dieselbe heimlich an den Gewehrständler gelehnt habe, ehe er in das Wachzimmer eingetreten sei.

Diese Mittheilungen genügten natürlich, den Verdacht zu begründen, daß Rottenmeister A. sich irgendwo erschossen habe, wenn man ferner noch sein sonderbares Benehmen vom vergangenen Tage in Betracht zog, womit er Jedermann aufgefallen war und seinen Lebensüberdruß unzweideutig zu erkennen gegeben hatte.

Ein Selbstmord.

Als wir Mittags nach 12 Uhr von der Hauptwache abgelöst waren, sprach man bereits in der ganzen Kaserne von dem Verschwinden des Rottenmeisters und von dessen muthmaßlichem Selbstmord. Nach einer diesbezüglichen Meldung an das Regiments-Kommando wurden auch sofort Nachforschungen nach dem Vermißten angestellt und Patrouillen nach verschiedenen Richtungen der Stadt ansgejandt. Zwei Tage lang streiften die Patrouillen im Bopserwald, im Hasenbergwald und auf der Feuerbacher Haide herum, ohne nur eine Spur von dem Gesuchten aufzufinden. Da lief plötzlich von dem benachbarten Orte Degerloch die Nachricht ein, daß in eben der Nacht, in welcher Rottenmeister A. spurlos verschwand, ein Mädchen noch spät — etwa um Mitternacht — an einem außerhalb des Orts befindlichen Brunnen Wasser

geholt und auf einmal ganz in ihrer Nähe einen Schuß abfeuern gehört habe, worauf eine in den Mantel gehüllte Militärsperson, von welcher augenscheinlich der Schuß hergerührt, wehklagend davon gesprungen sei. Als bald begab sich eine Kommission an den bezeichneten Ort und fand daselbst in dem zertrretenen und mit Blut bespritzten Schnee eine in der Mitte des Laufes entzwei gesprungene Schützenbüchse, welche sofort als die unserer Kom-

pagnie abhanden gekommene erkannt wurde. Der Pulverrückstand im Innern des Laufes der gefundenen Büchse ließ ferner erkennen, daß wirklich ein Schuß daraus abgefeuert worden war. Rottenmeister A. mußte also ohne Zweifel auf sich geschossen, aber sich nicht gut getroffen und dann vom Schmerz gepeinigt seine Schritte dem Neckar zugewandt haben, um daselbst seinen Leiden durch Ertränken ein Ende zu machen. Seine im Schnee zurückgebliebenen Fußspuren führten auch wirklich die Kommission dem Neckar bei Kannstatt zu.

Daselbst angekommen, fand man, hart am Ufer, Mantel, Mütze und Fäschinmesser des Rottenmeisters, letzterer aber schien sein Grab bereits im Neckar gefunden zu haben. Der Kragen des Mantels war von Pulver geschwärzt, mit Blut übergoßen und auf der linken Seite zerbissen,



Hier ist Geld — Feuerreiter, Bier holen!

nicht Rottenmeister werde, sondern in unbestimmten Urlaub komme. Dies geschah. Und ich danke Gott, daß es so gekommen ist; in meinem Berufe habe ich mehr Glück gehabt, als beim Militär.

Eines bezeichnenden Umstandes muß ich hier noch Erwähnung thun, nämlich daß Obermann R. am Tage meiner Beurlaubung beim Abschiedstrunke, zu welchem ich ihn geladen, mir Brüderschaft angetragen und mich meinen Bekannten gegenüber, die dabei waren, als einen der tüchtigsten Soldaten bezeichnet hat.

Vier Jahre später, nachdem ich bereits beabschiedet war, wurde ich in Folge Mobilmachung der Armee als Exkapitulant zeitlich wieder einberufen und zum Unteroffizier befördert. Nach drei weiteren Jahren mußte ich als Landwehr-

Unteroffizier zur Erlernung des neuen Exerzier-Reglements und im Jahre 1870 zum Dienst in der Landwehr einrücken. Seit dem glorreichen Feldzug aber, der uns die deutsche Einheit gebracht, ist meine Militärpflicht zu Ende und ich bin stolz darauf, daß es mir vergönnt war, an diesen großen nationalen Werken als Kombattant Theil zu nehmen. Möge Gott unser deutsches Vaterland in künftigen Zeiten beschirmen und segnen. Mögen unsere jetzigen deutschen Militär-Anstalten Pflanzstätten der Vaterlandsliebe, der Bildung und Humanität sein und bleiben für und für, damit jeder junge Mann mit Lust und Liebe seiner Militärpflicht Genüge leisten möge, nicht aber durch willkürliches Verfahren und rohe Behandlung eingeschüchtert und zur Verzweiflung getrieben wird, wie es damals bei mir der Fall war.

Enttäuschung.



Köchin: So, mein lieber Fritz, nun laß Dir's gut schmecken.

Grenadier: Ja, du liebes Luischen! Wo soll ich nur all' die Fourage hinstecken? — O Gott! wenn doch nur unser Oberst etwas vernünftiger wäre, dann — — —

Köchin (ihn hastig unterbrechend): Dann ließe er uns heirathen und — — —

Grenadier: Hm — — — ja — auch das; aber vorerst ließe er uns größere Rock- und Hosentaschen machen.

Sorgenfreie Zukunft.



Jetzt sind wir bei den Bauern lange genug im Taglohn gewesen: wir ziehen in die Stadt und nach zwei Jahren schaffen wir nur noch zum Zeitvertreib.

Das liebste Geschäft.

Der Jakoble war in der Stadt bei einem Schreiner in der Lehre und besuchte an Pfingsten zum erstenmal seine Eltern. „Nun, wie g'fällt dir's bei dei'm Meister?“ begrüßte ihn sein Vater. „Ho, guat.“ „Und was thuast am Liebste im G'schäft?“ „Am Liebste thu'n i uffräume und nachher Feierabend mache“, bemerkte kurz und trocken Jakoble.